



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hänlein, Theodor: Wilhelm Raabe und Berlin

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

höchsten leitenden Stellen hinein ganz unverhältnismäßig zahlreich vertreten sind, wie selbst Klonau zugeben muß. Wer meine frühern und jetzigen Ausführungen verfolgt hat, wird mir Geringschätzung des juristischen Wissens und Könnens nicht vorwerfen oder auch nur zutrauen. Ich habe im Gegenteil persönlich die größte Hochachtung vor ihnen und würde unbedingt für alle Verwaltungsbeamte eine vollständig abgeschlossene juristische Ausbildung verlangen, wenn es möglich wäre, ihnen daneben noch eine vollständige Verwaltungsausbildung zu gewähren, wie sie unsre Regierungsreferendare erhalten oder vielmehr erhalten müßten. Aber mit scharfsinnigem, klarem juristischen Blick allein kann man in der Verwaltung nicht wirklich Ausreichendes leisten. Unter Umständen schadet übertriebener juristischer Scharfsinn sogar. Es ist also keineswegs eine unbestimmte „Angst vor den Juristen“, wie es Klonau nennt, was mir und vielen andern Verwaltungsbeamten den lebhaften Wunsch einflößt, daß die Juristen von der Verwaltung möglichst ferngehalten würden, sondern die wohlbegründete Überzeugung, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit denen man nicht rechnen kann, die Tätigkeit dieser Herren der Verwaltung nicht zum Segen gereicht, sondern, wie ein Verwaltungsbeamter vor einiger Zeit in der Kölnischen Zeitung gesagt hat, ihr Schuldkonto schwer belastet.



## Wilhelm Raabe und Berlin

Von Prof. Theodor Hänlein-Wertheim



in lieber Vater ist uns dahingenommen — vergebens suchen die Augen das teure Haupt, zu dem sie noch einmal aufschauen möchten in lauterem, tief aus der Seele quellendem Danken, und die Hände, die sich ausstrecken nach einer lange, lange vertrauten Nähe, greifen ins Leere. Wilhelm Raabe ist in die letzte Stille hinübergeschlummert, und wir spüren das Weh dieses Scheidens, als sei unserem Volk ein kostbarer Teil seines eigensten Wesens aus Zeit und Leben entschwunden. Und bestinnen wir uns zurück — wann hat, seit Bismarcks gewaltiges Haupt dahinsank, das deutsche Volk so viel seiner besten Herzenskraft mit einem Manne dahingehen sehen als mit dieser Dichterseele sanftem Verhauchen? Hat uns der Riese aus dem alten Sachsenland unser Ordenshaus fest gegründet und stark gefügt: das Leben, dem es bereitet war, die Geister, die es durchwalten und durchwirken sollten, unserer innersten Seele Sein hat kaum einer mit dem tiefdringenden Lebensblick lauterer Liebe so in all seiner heiter vielgestaltigen Fülle geschaut, selten jemand uns selber so treu und wahrhaftig nach unseres Wesens

Bilde wiedererschaffen wie sein Bruder Dichter aus des gleichen Stammes Mark und Blut.

So will es über alles Ahnen uns heute doch mehr bedeuten als nur einer festlichen Stunde freudig dankbaren Gruß, daß noch vor wenig Tagen des Deutschen Reiches stolze Hochschule sich ihres alten Schülers erinnert und einen ihrer Kränze ihm uns Haupt gewunden hat. Der Heilkunst weise Meister fanden schließlich den Weg zu ihm und geleiteten in ihres Ordens Ehrenkleid den Preis zu der Stätte zurück, da er einst, um des verschwundenen Jahrhundert's Mitte, einzubringen begann in der Welt Weisheit und der schönen Künste wahrheitsernsten Schein.

Wilhelm Raabe, Doctor medicinae et chirurgiae honoris causa, wie mag es ihm noch heiter um die Augen gewetterleuchtet haben und ein Lächeln behaglich um den schmalen Mund geschlichen sein! Drüben über dem weiten öden Platz, auf den Raabe von seinem Arbeitszimmer hinausschauen konnte, birgt die Erde unter dunklen Bäumen, unter wucherndem Efeu, was von Lessing sterblich war. Wie manches Mal mögen sich Gedanken da hinübergespinnen haben, und vielleicht haben die lieben, klaren Augen auch jüngst noch einmal munter hinübergeblinkt wie zu einem halb verschämten Eingeständnis: Großer Gotthold Ephraim, nun haben sie gar noch einen Physikus aus mir gemacht!

Der Dichter mag auch seinen stillen Spaß daran gehabt haben, daß nicht etwa die Juristen seinem Haupt ihre Weihen verliehen haben. Verdient hätte er's um sie, denn er hat sie je und je geliebt — aber freilich, sie haben sich in gar seltsamen Humoren von ihm widergespiegelt sehen müssen, und manches herzliche Lachen über des deutschen Amtsstuben- und Altenmannes menschliche Bedürftigkeit fällt ihm aufs Gewissen. Auch die philosophische Fakultät, sollte man meinen, hätte er sich zum mindesten durch die biographische Verherrlichung der letzten Hegelianerin verpflichtet — aber das will sie offenbar doch nicht als zünftige Leistung gelten lassen.

Doch woher der Doktorhut auch kommen mochte, es hatte seinen guten Sinn, wenn gerade die Berliner Universität an ihrem Gedenkfeste sich dankbar der Tage erinnerte, da Wilhelm Raabe von ihren Wassern schöpfte, aber mit lebendigen Sinnen und liebestarkem Ernst hinaushorchte weit über ihre Hörsäle, hinab in die Tiefen des Lebens, das rings um die Stätte der Wissenschaft strömte und rauschte. Ihm war Berlin die große Welt, und er hat es der Stadt sein Leben lang in Treuen gedankt, was sie ihn schauen und erleben ließ. Er hat in seinem Schaffen in die Wirklichkeit ihres Lebens wieder und wieder hineingegriffen und es zu bleibender Gegenwart gestaltet.

Fast immer freilich sind es Menschen von draußen, aus irgendeiner freundlichen Stille abseits im deutschen Land, denen Raabe durch das Großstadtgetriebe nachgeht. Sie ringen mit den großen Wogen des Menschenlebens, oder sie überschauen es von einem sicheren Fleckchen aus in nachdenklicher Ruhe, sie spinnen sich auch wohl mitten in Getös und seelenloser Hast in ein heim-

liches Zauberreich ein — aber daheim ist kaum je einer von ihnen in dem großen Steingefängnis. Und mit ihren Augen sieht auch der Dichter selbst in die bunte lärmende Welt, mit Augen, die immer wieder an fernen Himmelsrändern nach einer friedlichen Herzensheimat suchen.

So ist gleich Raabes erstes Buch aus der Stille sinnenden Betrachtens und tief innerlichen Bearbeitens hervorgewachsen: er eilt seinen Jahren weit voraus bis an die Schwelle des Alters und schaut mit stillen, klugen, gütigen Augen aus seiner Studierzelle in der alten Spreegasse, der Sperlingsgasse, weitem in das vielgestaltige Leben der Menschen neben und unter ihm, lebt ihre Schicksale treu nachbarlich mit. Eine kleine trauliche Gassenwinkelwelt baut sich da inmitten der Großstadt eng zusammen, und wo sonst sich jeder an dem anderen rasch und fremd vorübertreibt, da ist auf einmal einer dem anderen in alle Lebens- und Herzensnähe gerückt.

Die Chronik war ein Scheidegruß Raabes an seine Studienzeit. Seine Wege führten ihn nun für lange Jahre immer weiter von ihr weg: im deutschen Süden hat er sich ja zuerst seinen Herd gegründet. Und wandeln in der nächsten Zeit wenigstens die Gestalten seiner großen Romane hin und wieder einmal über den Boden Berlins, so könnten sie doch immer, was ihnen dort begegnet, auch anderswo gerade so gut erleben.

Erst in den achtziger Jahren — Raabe ist indessen um die Zeit des großen Krieges in die nordische Heimat zurückgekehrt — haust wieder ein Chronist eines Raabeschen Buches in der großen Stadt lebenslänglich zur Miete. Er ist ein naher Verwandter des Johannes Wachholder aus der Sperlingsgasse. Zwischen den Folianten der königlichen Bibliothek tut er im Durchspüren mittelalterlicher Historie bedachtsame, unscheinbare Arbeit, anderen zunutze, die sie im Lärm des politischen Treibens geräuschvoll verwerten. In nachdenklichen Stunden sitzt er am Fenster seiner „Stube in der großen Stadt Berlin“.

„Über meine Gasse hinweg habe ich die Aussicht in eine andere. Hunderten, ja Tausenden von Menschen kann ich ins Gesicht sehen, wenn ihr Weg so führt, und wenn es mir Vergnügen macht. Ein Vergnügen macht es mir jedoch selten. Aber eine gewisse Regelmäßigkeit des Verkehrs macht sich auch hier geltend. Es kommt immer zur gegebenen Stunde alles wieder, wie es von seinem Geschick geleitet wird . . . Aber nur ein einziges immer heiteres, lachendes, glückliches Gesicht kenne ich darunter, und das ist das eines blinden Knaben . . . Das einzige glückliche Gesicht unter den Hunderttausenden!“

Die Heimat aber, in der des stillen Betrachters innerstes Sinnen lebt, liegt weit, weit hinter den Bergen, in den Zauberwäldern eines traumhaft hellen Lebensmorgens. Für jeden der Jugendgenossen hat der volle Mittag ein dauerndes Glück heraufgeführt — für ihn allein war keines übrig, und doch kommt seinem einsamen Hinaltern alles Licht und alle Wärme aus dem hingebenden Macherleben der „süßen und sonnigen, wälderrauschenden, ewige Frühlings- und Erntefeste feiernden Zeit“. Seine Jugendwelt liegt in ewigem

Sonnenschein, und so wächst ihm aus seinem Erinnern eine Dichtung verflärenden Heimwehs.

Ist in den „Alten Nestern“ für den Privatdozenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität, Doktor Friedrich Langreuter-Berlin, nur die Zuflucht vereinsamer Jahre, so tritt auf einmal in einem der nächsten Bücher Raabes ein leibhaftiger, vollbärtiger Berliner auf den Plan, in Gestalt des Königlich-kaiserlichen Hofschieferdeckermeisters Wilhelm Schoenow. Auch hier spielt sich ja das Hauptgeschehen in der Provinz ab, und die beiden jungen Menschenkinder, die die heimlichen Helden der Geschichte sind, leben ihr erstes zart knospenhaftes Glück auch wieder in der grün umhögten Stille einer deutschen Kleinstadt; aber diesmal geht Raabe — und gar nicht nur so beiläufig — dem Berliner als solchem zu Leibe und bildet ihn als ein Meisterstück der Schöpfung mit innerstem Behagen und lächelnder Liebe nach. Gewann sich Cäsar durch die Rettung eines römischen Landsmannes die Bürgerkrone, so hätte, wer den Kameraden Schoenow erschaffen hat, schon allein um dessentwillen den Ehrenbürgerbrief der Haupt- und Residenzstadt verdient. Raabe selbst macht kein Hehl daraus, daß er hier die Züge eines vollgewichtigen Vertreters einer aussterbenden Gattung für die Unsterblichkeit retten will. Es ist ihm selber bange vor „all dem abgefeynten, tagtäglich aus allen nichtsnußigen, doppeltgenähten Windgegenden zuziehende Volk, das uns eingeborenen oder am Orte selbst gefundenen kindlichen Urberlinern die Charaktere verdirbt und zur Weltstadt macht“. Für die Gestalt, die er darum noch einmal in der unverfälschten Reinheit des Typus aus der Taufe heben will, bittet er dann mit lustigem Augenzwinkern Goethe zu Gevatter.

„Das Dämonische wirft sich gern an bedeutende Figuren, auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt wie Berlin fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren.“ — „Es lebt dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten.“ (Aus den Gesprächen mit Eckermann.) Und wie Goethe von Zelter, der „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derbe, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen kann“, zugestehet, daß er kaum jemand kenne, „der zugleich so zart wäre“, so hebt nun Raabe an seinem Berliner gerade die Züge kernhafter Güte gar liebenswürdig ans Licht.

Raabe steht dem Berliner natürlich anders gegenüber als Fontane, der ein Leben lang selber durch die Großstadt spazieren ging und den Eingeborenen doch fast wie seinesgleichen täglich vor Augen sah: er betrachtet sich ihn mehr wie ein Sonntagsbesuch vom Land als eine einzige, auf ihre wundervoll besondere Art gewinnende zoologische Merkwürdigkeit. Die Farben sind anders gemischt, und die Lichter blitzen nicht in den sprühenden Blinkfeuern auf wie bei Fontane, aber gerade die Satttheit der Pinselführung schafft im Verein mit ihrer verblüffenden Sicherheit ein Wohlgefühl der gediegensten, fröhlichsten Art.

Trefflicherer Mutterwitz und schlagfertige Zungengewandtheit, die breitspurige Wunderlichkeit einer unverdrossenen Herzensgüte, die Belebung auch des platt Alltäglichen durch das immer bewegliche Hin- und Herwenden im eigenen Wort und die frohgemute Überlegenheit einer allezeit ihrer selbst behaglich-sicheren Laune: aus alledem erwächst ein Menschenwesen, das mit Liebe umfaßt und mit Humor geadelt ist, wahrlich würdig der tapferen Lebensgemeinschaft mit der gelehrtesten Berlinerin, der „Tochter des weiland verstaubtesten Hegelianers der Friedrich-Wilhelms-Universität“.

Die Einwohner der Haupt- und Residenzstadt gehen heute in die dritte Million. Wie viele darunter kennen diese lebenswürdigste Glorifikation ihres Fleisches und Blutes? Auf dem Titelbild der Villa Schoenow steht jedenfalls noch immer: Zweite Auflage, Berlin 1903. Und Wilhelm Raabe hat es nie nötig gehabt, auf das Andrängen seines Publikums die Familie Schoenow etwa noch nach Italien zu geleiten. „Det is nu Berlin — Gott bessere es und uns!“

Werkwürdig, Raabe findet sich in seinen späteren Büchern wieder und wieder nach Berlin zurück. Freilich, das heitere Behagen am sonderlichen Wuchs des Eingeborenen hat er sich nun ein für allemal von der Seele geschrieben, und er geht nun an der gleichen Stätte nur noch schwer-ernste Wege, mit einem festen, entschlossenen Schritt, ohne viel Verweilen und ohne alles gemächliche Abschweifen. So wächst ihm denn aus dem Leben der großen Stadt die Geschichte „Im alten Eisen“ entgegen, und er erzählt, wie sich inmitten der Millionen ein seltsames Geschieß von Verlassenheit erfüllt und wie ein kleines Häuflein gestrandeter, verirrter, heimatloser Lebenspilger sich auf vielverschlungenen Wegen zusammenfindet, daß sie doch um ein kahles Armengrab eine feste Kette schließen und einander zu Trost und Hilfe die Hände reichen können. Das alles begibt sich vor dem Hintergrunde der ungeheuren Stadt, und er ist durch alles hin beständig zu fühlen. „Dieser rote Streifen am Westhimmel, und unter ihm und in ihn hineinragend die schwarzen Schattenriffe von bewohnten und im Bau begriffenen Häusern, Bangerüsten, Fabrikshornsteinen und hohen Pappelbäumen! Kein heiterer blauer, kein Regenhimmel übt solche geheimnisvolle, bald hängliche, bald beruhigende Wirkung, solche Magie auf das Menschen-gemüt aus, wie dieser blutfarbene Strich, wenn es Abend werden will, nach einem unruhvollen, stürmischen, oder auch — in stumpfer Langeweile vergangenen Tage.“ Sparsam sind die Züge angedeutet und fügen sich doch zusammen zu einem geheimnisvoll eindringlichen Bilde der Weltstadt, der Zufluchtsstätte für tausendfach Entwurzelte, Gescheiterte, Obdachlose. Auch der Gestalten, die hier Erinnerung und Schicksal eint, sind es nur wenige, aber gerade dadurch gewinnt ihr Erleben an gedrängter Schwere, an bewegendem Ernst. Und so wunderbar fügen sie sich zueinander, der verwitwete und vom Leben gezeichnete Schmied von Jüterbog und die Allerwelts-Theaternutter aus dem Alteisenkeller, die beiden hilflos verwaisten Kinder an der Mutter armseligem Totenlager und das zerzauste, gescheuchte Nachtfalterchen — ihres Lebens besondere Klänge

weben sich doch zusammen zu einer wunderbaren, tiefen Harmonie von Ringen, Leiden, Entfagen, Überwinden und treulichem Beistehen. Unsagbar zart sind die Umrisse des armen Dirnchens in das Bild gezeichnet, mit tiefgütiger Liebe des unsterblichen Flattergeschöpfes geheimstes Seelenatmen erhört: die Hand, die den Augenblick zu gestalten vermocht hat, wie in der grauen Herbstfrühe dies Wesen die einzige Schwester aus dem Lande der Lebenden ist, die die Mutter der beiden Kinder zur Erde betten hilft, war geleitet von der reifsten Dichterkraft und von lauterster Menschenliebe.

Und noch einmal ist Berlin die Stätte, an der sich in dem spätesten der größeren Werke Raabes ein letztes Schicksal erfüllt. Die „Akten des Vogelfangs“, die der Dichter im siebenten Jahrzehnt seines Lebens geschaffen, sind unter all seinen Gegenwartsbüchern das gedrängteste, reifste, größte. Gestalten und Begebenheiten begegnen darin, wie sie Raabe auch früher schon hingestellt hat, aber nun schafft er sie noch einmal neu, mit einer Einschränkung auf die zwingend notwendigen Züge und eben darum mit einer Steigerung, die ihrem Eindruck eine unvergleichbare Macht gibt. Da grüßt wieder aus glanzumwobener Ferne her eine enge, liebe, trauliche Jugendheimat — aber so wunderbar lichtverklärt hat sie der Dichter selbst noch nie zuvor gesehen. Da läßt er noch einmal herzhaftes Bubenfreundschaft und tiefe frühe Liebe fort und fort durchs Leben wirken: aber noch nie sind ihm aus den Menschen, deren Schicksale er je und je durcheinander flocht, so ewig gültige Individuen erwachsen. Und kaum jemals hat er ein Menschengeschick mit so verhaltener, gesammelter Wucht gestaltet wie seines Belten Andres Lebensringen um das eine trotzige Frauenwesen, nach dem alle Kräfte seiner Seele trachten, und zuletzt um ein fühlloses Herz, um die Kraft zum schwersten, alles dahingebenden Entfagen.

Dem werdenden hat einst Berlin geholfen, im Denken wie im Leben seine eigene Prägung vollends an sich herauszuarbeiten. Weitab von den Allerweltswegen des übrigen Studiervolks hatte er sich da mit ein paar seltsam zusammenstimmenden Menschen ein eigenes weltverlorenes Reich erschlossen — aber sein klar gesunder Geist blies doch all der phantasiefrohen Romantik einen gar kräftigen Odem ein. Und all der Genossen still wachsende Jugend nährte sich von der Überfülle drängenden Lebens, die von dem einen herströmte, und wärmte sich froh an der starken, lautereren Blut seiner Seele.

Dem Verarmten, Gebrochenen, der von kühnen, abenteuerlichen Fahrten durch die Welt wie von verzweifelttem Irrgang wiederkehrt, sind die Sterne der Heimat längst erloschen — so haßt er unbarmherzig selbst in Stücke, was ihn dort noch an die Scholle heften will, begräbt, vernichtet, verschenkt, was ihm zuinnerst ans Herz gewachsen war, und geht dahin in seine letzte Einsamkeit — in die große Stadt. Und noch einmal umfängt ihn die traumhafte Stille, die ihm mitten im Herzen von Berlin bereitet ist, in dem wunderbaren Hofbereich der Dorotheenstraße. Da blicken noch einmal die stillen, klagenlosen Augen der zarten Mädchenseele aus dem Stamm und Blut der provençalischen Sänger in

sein zerstörtes Leben, und die greise Frau Universitätssechtmesterin aus Jena hält ihre treuen Mutterhände über seine letzte, nie mehr heilende Müdigkeit. Bis dann die eine Hand, um die allein er mit dem Leben in tausend Gestalten bis zum letzten Verbluten rang, ihm doch noch im Hinübergehen den lösenden Trost ihrer Nähe um die Stirne schmiegt.

Wohl ist es eine zeitlose Tragödie, was sich da zu Ende kämpft, aber doch gibt's gerade dem letzten Geschehen die feste Zeichnung des Schauplatzes und die warme Abtönung des Hintergrundes eine tiefeindringliche Bestimmtheit: es entwächst alles einem vertrauten Grunde. Und die letzte dunkle Schicksalswoge verflutet schließlich in dem rastlosen Drängen der Tausende und Abertausende. —

Noch im späten Werke hat Wilhelm Raabe die Welt im nahen Umkreis um die Studienstätte seiner Jugend neu lebendig werden lassen, und der letzte Lebenskämpfer, den seine Hand gestaltet hat, geht in ihren Bezirken seinen Weg zu Ende. Darum hat es sich eigen sinnvoll gefügt, daß die letzte Ehre, die dem Dichter im Leben ward, ausging von der Berliner Universität. Sie hat es ihn in der Abenddämmerung seines reichen Tagewerkes noch einmal spüren lassen, daß auch sie ihm Dank weiß für die Fülle wahrhaftigen, tiefen Lebens, das seine Hand zur Gestalt schuf, und daß sie stolz darauf ist, wenn sie als Hüterin der Wissenschaft ihm an ihrem Teile helfen durfte, den Blick zu schärfen und zu vertiefen, der über ihrer Herrschaft begrenzten Bereich hinausdrang in die Weite der Welt und in die Tiefen des vollen Menschendaseins.



## Die Organisation des Reichsversicherungswesens

Von Dr. Raimund Köhler = Leipzig



vor wenigen Tagen hat die Sommerkommission des Reichstags zur Vorberatung des Entwurfs einer Reichsversicherungsordnung ihre erste Lesung beendet. Dies bietet einen Anlaß, sich mit den vorläufigen Ergebnissen der Kommissionsberatung etwas näher zu beschäftigen. Bemerkenswert unter den vielfach einschneidenden Beschlüssen war gleich im Anfang die ablehnende Stellungnahme gegenüber den von der Reichsregierung geplanten neuen (selbständigen) Versicherungsämtern. Damit hat die Kommission der Neuorganisation der Arbeiterversicherung in der Hauptsache ihre Zustimmung versagt.

Für den Fall, daß der Reichstag dieses Votum seiner Kommission gutheißt, die neue Reichsversicherungsordnung im übrigen aber annimmt, verweigert das